



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Stefan George und Rainer Maria Rilke

Kawerau, Siegfried

Berlin, 1914

III. Kapitel: Der Kreis der übersinnlich-persönlichen Wirklichkeit

urn:nbn:de:hbz:466:1-33667

3. Kapitel.

Der Kreis der übersinnlich=persönlichen Wirklichkeit.

1. Angste.

Es ist nicht nur ein Aufstieg von dem Mittelpunkt des unteren Beckens, sondern auch ein Abfall vom Rande des höheren auf den Rand des niederen Beckens: das Problem der Angst fällt beständig abwärts in das Sinnlich-Wirkliche der Angst, wie es vor allem in der Kindheit erlebt wird.

Und darum muß erinnert werden an die Mahlzeiten in dem dunkel=hohen Raum und die Erscheinungen der Christine Brahe. An die Gespensterfurcht, als alle Erwachsene den Brandgeruch ausspürten und vor etwas Unsichtbarem sich demütigten, an die Ingeborg=Erscheinung und das Suchen des Bildes in der nächtlichen Galerie, an die Hand, die dem im Teppich tastenden Knaben entgegenkam. Seitdem hat Malte ein derartiges Feingefühl für Angste (diese scheue, überzarte

Frauennatur mit der Energie des Mannes), daß er sie sinnlich wahrnimmt, er riecht sie in den Gassen um die Hospitäler in Paris, er riecht sie aus den Winkeln der Wand, die das Innere des abgerissenen Hauses preisgibt.

„Da ich ein Knabe war, schlugen sie mich ins Gesicht und sagten mir, daß ich feige sei. Das war, weil ich mich noch schlecht fürchtete. Aber seitdem habe ich mich fürchten gelernt mit der wirklichen Furcht, die nur zunimmt, wenn die Kraft zunimmt, die sie erzeugt. Wir haben keine Vorstellung von dieser Kraft außer in unserer Furcht.“

„Und die Minute, welche weiter will,
ist bleich und still, als ob sie Dinge wüßte,
an denen jeder sterben müßte....“

(B. d. Bilder, 1902—1906, Bangnis.)

In zwei Brennpunkten ist die Angst vereinigt,
in der Nacht und in der Krankheit.

Früher, da war ihm die Nacht nichts Schreckhaftes:

„Traumfelige Vigilie!
Jetzt wallt die Nacht durchs Land;
der Mond, die weiße Lilie,
blüht auf in ihrer Hand.“

(Larenopfer, 1896.)

So heißt es in dem schönsten Gedicht der ersten Frühzeit. Und auch im „All-Einen“ ist das Nächtliche ganz und stark. Und im Anfang des Stundenbuches, wie auch sonst in dieser Zeit, bekennt sich der Dichter zu den Nächten:

„Du Dunkelheit, aus der ich stamme,
ich liebe dich mehr als die Flamme,
welche die Welt begrenzt,
indem sie glänzt...
Ich glaube an Nächte.“

(1899.) Da taucht zum ersten Mal im zweiten Teil
des Stundenbuches (1901) die Angst der Nächte auf:

„Du weißt vielleicht nicht, wie die Nächte
für Menschen, die nicht schlafen, sind...“

und dann rührt sie sich in dem „Buch der Bilder“
(1902—1906):

„Die Nächte sind nicht für die Menge gemacht...“
Noch nimmt er den einzelnen aus:

„Meine Stube und diese Weite,
wach über nachtendem Land, —
ist Eines. Ich bin eine Saite,
über rauschende breite
Resonnanzen gespannt.“

(Am Rand der Nacht.)

Aber er hat nicht die grenzenlose Einheit mit den
Dingen im Dunkel, er muß beten zur Nacht:

„... bringe
doch mich auch in Beziehung zu dem Vielen,
das du erwirbst und überredest. —“ ...

Und dann kommen die acht Blätter „Aus einer Sturm-
nacht“ — hier beginnt sich die Angst vor der Nacht
zu regen:

„Ist die Nacht die einzige Wirklichkeit
seit Jahrtausenden...“

Davon klingt ein Ton nach, wenn er schildert, wie Abelone abends spät in ihr Zimmer kam: „Aber dann fühlte sie auf einmal das Fenster und, wenn ich recht verstanden habe, so konnte sie vor der Nacht stehn, stundenlang, und denken: das geht mich an.“

So ist bereits das Gefühl des Getrennt-seins vorhanden, es sind zwei, die sich grüßen. —

„Denn diese Nacht, in der so vieles schrie,
in der sich Tiere rufen und zerreißen,
ist sie uns nicht entseßlich fremd?“

(1907, N. G., Östliches Taglied.)

Aus diesem Fremdsein wächst das Grauen:

„Sieh, Könige liegen und starren, und der Geschichtenerzähler kann sie nicht ablenken. An den seligen Brüsten ihrer Liebblingin überkriecht sie das Grauen und macht sie schlottrig und lustlos.“

Das ist das Schicksal der „Abisag“, die auf den alten, welkenden König gebunden ist:

„Und manchmal wandte sie in seinem Barte
ihr Angesicht, wenn eine Gule schrie;
und alles was die Nacht war kam und scharte
mit Bangen und Verlangen sich um sie.“

(1907, N. G.)

„Aber sogar wenn ich allein war, konnte ich mich fürchten. Warum soll ich tun, als wären jene Nächte nicht gewesen, da ich aufsaß vor Todesangst und mich daran klammerte, daß das Sizen wenigstens noch etwas Lebendiges sei: daß Tote nicht saßen.“

„Er kannte Ängste, deren Eingang schon
wie Sterben war und nicht zu überstehen.“

und namenlose Nöte kannte er,
finster und ohne Morgen wie Verschläge..“

(1908, N. G., Aus dem Leben eines Heiligen.)

In solchen Nächten tröstet kein Licht und kein Fenster: überall ist das gleiche Teilnahmslose. Aber aus diesen überwältigenden Ängsten entsteht das Größte: die Kraft zu überstehen. Denn es ist vieles, was überwunden werden muß: vor allem „die Existenz des Entsetzlichen in jedem Bestandteil der Luft.“ Da ist von allen Zeiten her etwas Unvergängliches von den Ängsten der Vergangenen an Orten des Schreckens und der Qual, das sich in uns einfriszt. Und indem es draußen unaufhalt- sam wächst, steigt es auch „in die äußersten Verästelungen deines zahllos-zweigigen Daseins.“ Und was früher jubelnd erlebt wurde:

„Kann mir einer sagen, wohin
ich mit meinem Leben reiche?
Ob ich nicht auch noch im Sturme streiche
und als Welle wohne im Teiche,
und ob ich nicht selbst noch die blasse, bleiche
frühlingsfrierende Birke bin?“

(1899, Mir zur Feier.)

Dieses Jubeln von früher wird nun zum über- großen und „treibt dich aus dir hinaus“. Besonders in Krankheiten. Wie hatte schon aus dem Kinde das Fieber „Erfahrungen, Bilder, Tatsachen“ herausgeholt und es überhäuft. Nun kommt die Krankheit der tiefsten Gefahr: „Alle verlorenen Ängste sind wieder da.“ Alle die Kleinigkeiten, die die erregte Phantasie des Kindes steigern konnte, halb im Spiel und halb aus übergroßer Sorgfalt, nun sind sie da, verzerrt, vergrößert, gefähr-

lich: da liegen sie auf der Bettdecke: „Verlorenes aus der Kindheit,“ das wie neu ist. Warum soll der Wollfaden nicht spitz sein wie eine Nadel (nun begreift er auch seine Mutter, die alle Getränke später durchsiebte aus Angst vor Nadeln), warum soll das nicht Granit sein, worauf er liegt und warum nicht eine Zahl in seinem Gehirn wachsen, bis sie vielleicht nicht mehr Raum hat. Solche Angste werden riesengroß und wohl dem, der dann nicht in so überstarke Nöte geriet, daß sie in ihm Wohnung behielten! Aber gerade die, die am feinnervigsten verästelt aus Allem Leben gesaugt, gerade die sind in der größten Not, und man errät die Kraft, die sie daraus befreite. Solches Hinreichen in alle Vergangenheit und Zukunft macht Malte=Rilke zu einem Genossen Michelangelos:

„Das war der Mann, der immer wiederkehrt,
wenn eine Zeit noch einmal ihren Wert,
da sie sich enden will, zusammenfaßt.
Da hebt noch einer ihre ganze Last
und wirft sie in den Abgrund seiner Brust.“

(Stundenbuch, 1899.)

2. Einsamkeit und Ruhm.

Wie Michelangelo eine Zeit und einen Stil beendet und einen neuen beginnt, so auch Rilke. Und darum ist er so einsam, weil er schon im neuen Reiche steht. Dieses Einsamkeitsbewußtsein hat zunächst einen natürlichen Grund: er ist der Letzte eines alten Geschlechts. Das gibt Rilke etwas Stolz und etwas

Königlich-Müdes. Es läßt sich in fast allen Werken eine Spur davon zeigen. Ich nenne Deutliches: der Novellenband „Die Letzten“ 1902 mit der Erzählung von Harald Malcorn: „Es gab ja wohl Könige in unserm Geschlecht, nicht wahr, Mama? — Die Sage geht. In langverlorner Zeit. Vor tausend Jahren vielleicht.“

Dies Gefühl, ein Ende zu sein, schwingt schon mit in dem Lied:

„Mich hat nicht eine Mutter geboren,
Tausend Mütter haben
an den kränklichen Knaben
die tausend Leben verloren,
die sie ihm gaben.“

(1899, Mir zur Feier.)

Es ist das ein versteckter Unterton, den man auch sonst in dieser Zeit noch mit dem leisen Akzent des Selbstbewußten heraushören kann:

„Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise Jahrtausende lang....“

(1899, Stundenbuch.)

Ganz deutlich steht es im Buch der Bilder (1902 bis 1906), besonders im Gedicht „Der Letzte“:

„Und bin doch manch eines Erbe.
Mit drei Zweigen hat mein Geschlecht geblüht
auf sieben Schlössern im Wald,
und wurde seines Wappens müd
und war schon viel zu alt; —
und was sie mir ließen und was ich erwerbe
zum alten Besitze ist heimatlos.“

Von hier aus fällt auch Licht auf die Zarenlieder und die Feier der Könige und der Fürstensöhne, auf das Verständnis der Parke.

Es gewinnt dann dies Gefühl einen immer stärkeren Klang in den neuen Gedichten, da beginnt das „Selbstbildnis aus dem Jahre 1906“:

...„des alten lange adeligen Geschlechtes
Feststehendes im Augenbogenbau.“

Aber auch sonst wird sich vieles finden, das mitschwingt, wenn dieser Ton angeschlagen wird. Die Gedichte „Vor dem Sommerregen“, „Im Saal“ und „Letzter Abend“ — nach dem Bild der „Blauen Hortensie“ und im Bande von 1908 nach dem Bilde der „Rosa Hortensie“ die Gedichte „Das Wappen“, „Der Junggeselle“, „Der Einsame“.

Und damit ist die letzte Ausreifung dieser Tatsache gewonnen: die Einsamkeit.

Einsam, nur mit den Erinnerungen an die Jugend in adligen Häusern, sitzt dann Malte ohne „ererbte Dinge“ in Paris. „Meine alten Möbel faulen in einer Scheune, in die ich sie habe stellen dürfen, und ich selbst, ja mein Gott, ich habe kein Dach über mir, und es regnet mir in die Augen.“ So ist er ein Fremder geworden:

„Wie einer, der auf fremden Meeren fuhr.“

(B. d. Bilder, 1902—1906, Der Einsame.)

Oder wie es später heißt:

„Ohne Sorgfalt, was die Nächsten dächten,
die er müde nicht mehr fragen hieß,

ging er wieder fort; verlor, verließ —
denn er hing an solchen Reisenächten.“

(1908, N. G. Der Fremde.)

Was hat ihn aber im Innersten so einsam gemacht?
Schon früher sucht er dieses zu erklären:

„In mein Gesicht reicht eine Welt herein,
die vielleicht unbewohnt ist wie ein Mond,
sie aber lassen kein Gefühl allein
und alle ihre Worte sind bewohnt.“

(B. d. Bilder, 1902—1906, Der Einsame.)

Später findet er die Ursache allein in sich, darin,
daß er sich dauernd veränderte, als er begann, sehen
zu lernen. „Wenn ich mich verändere, bleibe ich ja
doch nicht der, der ich war, und bin ich etwas anderes
als bisher, so ist klar, daß ich keine Bekannten habe.“
Aber es ist nicht leicht, dies Alleinsein. „Ich habe
es augenblicklich etwas schwer, weil alles zu neu ist.
Ich bin ein Anfänger in meinen eignen Verhältnissen.“
Wie oft wurde Rilke ein Neuer! Schon 1899 sagte er
zu Gott:

„Sieh, Gott, es kommt ein Neuer an dir bauen,
der gestern noch ein Knabe war.“

(Stundenbuch, 1899.)

Und im Buch der Bilder gesteht er:

„Und wieder rauscht mein tiefes Leben lauter..
Dem Namenlosen fühl ich mich vertrauter..“

(B. d. Bilder, 1902—1906, Fortschritt.)

Später fehlen die Bekenntnisse des Wachstums, dafür
bedeutet aber jedes Werk ein Neues, ja die beiden

Bände Gedichte von 1907 und 1908 heißen mit Recht: Neue Gedichte. (Ein Wort, das als Untertitel schon 1897 bei dem Bändchen „Traumgekrönt“ erscheint.) Wie selbstverständlich ist es, daß ein Schaffender sich verändert, und wieviel Vorwurf entsteht ihm daraus, weil die Menschen die e i n e Stufe gerade gelernt haben und können und nicht weiter lernen mögen. Wieviele haben nur den Urfaust- und Gög-Goethe gelernt, wieviele nur den Iphigenie- und Tasso-Goethe, und wie wenige machen sich die Mühe, auch den alten Wilhelm Meister- und Faust-Goethe zu lernen! So haben auch manche den Stundenbuch-Rilke gelernt oder den der Frühen Gedichte — aber die Neuen Gedichte sind zu mühsam, und nun erst der „Malte“!

O, manchesmal überfällt ihn seine Einsamkeit wie Gericht, „die Einsamkeit, die ich über mich gebracht hatte und zu deren Größe mein Herz in keinem Verhältnis mehr stand. Menschen fielen mir ein, von denen ich einmal fortgegangen war, und ich begriff nicht, wie man Menschen verlassen konnte.“ Das ist seine Versuchung, aber aus ihr entsteht, wie aus der Angst, die große Kraft.

„Und dies alles immer unbegehrend
hinzulassen, schien ihm mehr als feines
Lebens Lust, Besitz und Ruhm.“

(1908, N. G., Der Fremde.)

Und wie ergreifend ist die Klage über die Verfolger des Einsamen; die Menschen hassen keinen mehr als den, der sich von ihnen trennt. Und wenn sie ihm schließlich doch nichts anhaben können, wenn Geräusche, Nachbarn, Dinge, Verfolgung, Verleumdung und Ver-

ruf von ihm überwunden werden (und die Familienliebe und die Familienwünsche — das vorbestimmte Leben, das sie ihm zuschreiben und das er nicht „nachlügt“ —), dann suchen sie ihn durch den Ruhm zu verwirren. „Und bei diesem Lärmen blickte fast jeder auf und wurde zerstreut.“ Das ist die größte Gefahr, „die listige Feindschaft später des Ruhms, die dich unschädlich macht, indem sie dich austreut,“ da gibt's nur eine Rettung: sich hinaufzuheben in die stärkste Einsamkeit und zu versteinen; auf daß dort oben in den höchsten und kühlfsten Lüften entstünde

„noch ein äußerstes Gesicht aus Stein,
willig seinen inneren Gewichten,
das die Weiten, die es still vernichten,
zwingen, immer seliger zu sein.“

(1908, N. G., Der Einsame.)

Einer hat das gekonnt unter uns: Rodin. „Rodin war einsam vor seinem Ruhm. Und der Ruhm, der kam, hat ihn vielleicht noch einsamer gemacht. Denn Ruhm ist schließlich nur der Inbegriff aller Mißverständnisse, die sich um einen Namen sammeln.“ (Rodin.) Oder ein andermal nennt er den Ruhm „diesen öffentlichen Abbruch eines werdenden, in dessen Bauplatz die Menge einbricht, ihm die Steine verschiebend.“ So haben sie mit Ibsen getan: „jetzt gehen sie mit dir um wie mit ihresgleichen.“ Da gibt es nur Flucht als Rettung. „Nimm einen andern (Namen) an, irgendeinen, damit Gott dich rufen kann in der Nacht. Und verbirg ihn vor allen.“

Und ich glaube, jetzt sind die Zeiten gekommen, daß auch Rilke vor seinem Ruhm fliehen wird. Denn

es geht ihm wie Jbsen: „Und deine Worte führen sie mit sich in den Käfigen ihres Dünkels und zeigen sie auf den Plätzen und reizen sie ein wenig vor ihrer Sicherheit aus.“